

## Engel mit nur einem Flügel

Von Frank Josef Fendt u. Ralf Kiekhöfer, Inszenierung Schnürschuh Theater  
Erinnerungen aus der Kindheit des jüdischen Jungen Robert Goldstein

LEHRER Guten Morgen Buben und Mädels.  
Heute scheint wieder eine frische, kerngesunde Sonne auf unsere  
schöne deutsche Heimat.  
Und wem haben wird das zu verdanken?  
Unserer mutigen deutschen Fliegerabwehr.

ROBERT Ja, wenn er vom Krieg gesprochen hat, war er nicht zu halten.  
Dann hat er gesabbert und gespuckt und uns immer seine blöde Puppe  
gezeigt.  
Jeden Morgen war das der gleiche Zirkus. Wir mussten alle aufstehen  
und den Führer grüßen, obwohl er gar nicht da war.  
Den Arm ganz steif machen und schräg nach oben zeigen.  
Der Führer war der Chef im Land. Er hatte sich in den Kopf gesetzt  
,Deutschland zum Sieg zu führen. Er war ein schreiender kleiner Mann  
mit dem gleichen blöden Schnauzbart wie unser Lehrer, hieß Adolf  
Hitler und hasste alle Juden. Er wollte sie am liebsten alle umbringen.  
Ich habe ihn nie gemocht.

*(Auszug aus Engel mit nur einem Flügel)*

### Weser Kurier (Sven Garbade)

**Bremen.** Schwierige Aufgabe, den Schrecken der Judenverfolgung in eine Form zu bringen, die verständlich und ansprechend ist. Im Schnürschuh Theater wird diese Herausforderung jetzt spielerisch bewältigt. .... Die Inszenierung zeigt bedeutsame Aspekte, etwa die Schikanen in der Schule, wo jüdischen Kindern der Kontakt mit anderen verboten war. Sehr eindrucksvoll gelingt Frank Stuckenbrok und Mathias Hilbig, die in alle Rollen schlüpfen, eine Szene, die die Zugdeportation von Vater und Sohn zeigt. In eine kleine Kiste zwängen sie sich, blicken durch Schlitze ins Freie, und halten sich an lebenserhaltende Fantasien wie eine Mahlzeit. Ergreifend sind solche Szenen, die anschauliche Blicke auf Details der realen Not gewähren. Bisweilen verlassen die Spieler ihre Rollen. Komische Überraschungsmomente inklusive. So wird die passagenweise beklemmende Aufführung wohltuend aufgelockert. Eine sehr gelungene Darstellung, die sich als Einführung zu einem heiklen Thema empfiehlt.



## Wir sind Engel mit nur einem Flügel

Mitten im Krieg fährt ein Zug voller Juden. Quer durch Frankreich Richtung KZ.  
Volle Waggons, dichtgedrängt stehn die Menschen, kein Sitz, keine Bank und kein  
Bett. Der Vater hält sein Kind, und mit leiser Stimme singt er:

„Schlaf, Kindchen, schlaf  
auf deinem gelben Stern,  
schlaf, Kindchen, schlaf  
auf deinem gelben Stern.“

Wir sind Engel mit nur einem Flügel,  
wir können nur fliegen,  
wenn wir einander umarmen.  
Engel mit nur einem Flügel,  
komm flieg mit mir –  
umarme mich.

Plötzlich hält der Zug auf offener Strecke, weil  
ein Gegenzug ihn passiert.  
Und der hält auch, weil in jedem Krieg  
Das Chaos regiert.  
Der Vater schaut hinüber.  
Und drüben sieht er  
Ein fremdes Gesicht  
Und Augen, die verstehen,  
Ein fremdes Gesicht  
Aber Augen, die verstehen.

Wir sind Engel mit nur einem Flügel...

Und der Vater weiß genau, dass am Ende der  
Reise  
Nur der Tod sie erwarten kann.  
Und er winkt dem Gesicht im anderen Zug.  
Er öffnet das Fenster, und dann  
Wirft er sein Kind  
Durch die Luft  
Zu dem fremden Gesicht,  
Denn hier ist das Dunkel  
Und da drüben,  
Da drüben ist vielleicht das Licht...

Wir sind Engel mit nur einem Flügel,  
wir können nur fliegen,  
wenn wir einander umarmen.  
Engel mit nur einem Flügel,  
komm flieg mit mir –  
umarme mich.

(Text: Konrad Beikircher; Musik: Mattias Raue / Konrad Beikircher)



## Antworten auf die Frage „Wer ist Jude?“

### **Nadine Gordimer (74)**

#### **Schriftstellerin, Südafrika**

Als Jude geboren zu sein ist wie als Schwarzer geboren zu sein. Eine simple Tatsache, wie Hannah Arendt es ausdrückte. Man muss nicht jüdisch sein, um sich für immer vom Holocaust entsetzt und gekennzeichnet zu fühlen.

Solche Überzeugungen und Gefühle sind eine Sache der Menschlichkeit, die allen gemeinsam ist. Ohne Ansehen dessen wer man ist, warum und wann auch immer Mitmenschen unter dem Bösen des Rassismus leiden

### **Ralph Giordano (75)**

#### **Schriftsteller, Deutschland**

Ja, „Was ist ein Jude?“ wiederhole ich die Frage, um Zeit zu gewinnen... Muss ein Jude, eine Jüdin mosaischen Glaubens sein? Meine Mutter, Urjüdin vom Scheitel bis zur Sohle, war es nicht. Sind christlich konvertierte Juden keine Juden mehr, obwohl die Männer unter ihnen doch beschnitten bleiben? Ist die Beschneidung überhaupt die Voraussetzung, um Jude zu sein? Was ist dann aber mit den vielen Unbeschnittenen aus der ehemaligen Sowjetunion, die für die Peies- und Kaftanträger des orthodoxen Jerusalemer Viertels Mea Shearim gar keine Juden sind? Und wie steht zu dieser heiklen Frage die jüdische Gemeinschaft in Deutschland, deren Mitgliederzahl sich durch die Immigration aus dem Osten erfreulicherweise fast verdoppelt hat?

Wer eine alles umfassende Definition auf die gestellte Frage sucht, wird sie nicht finden.

Die Einzigen, die darauf eine Antwort wissen, sind die Antisemiten: Für sie sind alle Juden gleich.

### **Franz Werfel**

#### **Schriftsteller 1890 – 1945 Österreich/USA**

„Ich war also Jude! Ich war ein anderer! Ich war nicht ein Mensch wie alle! Fremd hier und fremd dort, fremd über jede Vorstellung! Fremdheit, das Erzgefühl meines Lebens

(aus: DIE WOCHE 8. Mai 1998)



## Über die Normalität - Dieter Forte

### Barbarei des Biedersinns

#### Statt anmaßend das Normale sollten wir lieber das Gewissenhafte fordern

Nun gebe ich gerne zu, dass ich nicht weiß, was normal ist. Ich weiß auch nicht, was ein normales Volk ist. Man muss nicht erst bei der UNESCO anfragen, um zu erfahren, dass es den Begriff „normal“ im Leben nicht gibt. Man kann das auch schon bei Montaigne lernen. Es gibt keine Norm für Menschen und keine für Völker.

“Normal“ ist eines der barbarischsten Wörter des Jahrhunderts, weil es zwingend das Wort „anomal“ fordert. Und mit dem Wort „anomal“ wurden ganze Völker in den Tod geschickt.

Der normale und gesunde Menschenverstand weiß recht schnell, was abnorm und krankhaft und entartet ist, und daher ausgemerzt werden muss. Alle Vorurteile der Menschheit werden geweckt, wenn man sich selbst als normal bezeichnet.

Mein Leben war nicht normal. Ich war krank. Die normalen Menschen hätten mich ganz gerne in den Tod geschickt, wäre nicht der jähzornige und fasst wahnsinnige Widerstand meiner Mutter gewesen.

Es waren ganz normale Menschen, die Löcher in Kastanien bohrten, Schnüre durch die Kastanien zogen und die Kastanien an der Schnur auf unseren Körpern tanzen ließen, auf nackten und wehrlosen Kindern in einem NS-Kinderlager, die sich nach Kommando drehen mussten.

Wehe, man hätte diesen Menschen nach dem Krieg gesagt, sie wären nicht normal gewesen. Es waren normale Volksgenossen, die meine Tante und meinen Onkel eines Tages abholten und an einem uns unbekanntem Ort ganz einfach umbrachten. Das war eben normal. Es waren auch ganz normale Menschen, die meinen Vater, der sich von der Truppe entfernt hatte, so hart verurteilten, dass er den Krieg nicht lange überlebte.

Wie Reinhard Baumgart in der ZEIT NR. 51 vom 10. 12. 1998 vermutet, besteht da auch eine weiterwirkendes landschaftliches Gefälle des Erlebten. Er nennt den Bodensee den katastrophenfernsten Winkel des Landes. Da hat er recht.

Ich bin im Krieg dort eingeschult worden. Evakuiert in eine dieser schönen deutschen Kleinstädte, wollte man uns nicht in die alten Häuser aufnehmen, man brachte mich mit meiner Mutter im Schlachthaus unter, immer hatte ich blutige Schuhe. Das war normal. Wir durften auch nicht vom Bombenkrieg reden, weil es für die Einwohner des Ortes keinen Krieg gab. Für sie waren es normale Zeiten.

Aus der Barbarei des Biedersinns flohen die Mütter mit ihren Kindern wieder in die Barbarei des Bombenkrieges. Letzteres war eher zu ertragen. Als wir uns nach dem Krieg um das Grab meines in Süddeutschland an Tuberkulose gestorbenen Bruders kümmern wollte, gab es kein Grab mehr, weil er ein Auswärtiger war, der den Friedhof verschandelte.

Die Einwohner hatten den Krieg inzwischen wirklich vergessen. Und wenn man sie heute daran erinnert, wollen sie es immer noch nicht wissen und verlangen nach Seelenruhe. Normale Zeiten eben.

Und es überrascht mich nicht, wenn man nun das Volk befragen will, was es von seinen Fremden hält. Der Ruf nach Normalität ist immer der erste Schritt, die anderen Schritte folgen dann in der normalen Reihenfolge.

(Auszug aus der Dankesrede zur Verleihung des Bremer Literaturpreises 1999  
DIE ZEIT Nr. Febr. 1999)

## Ruth Klüger

### Weiter leben – Eine Jugend Im Kino

Es muss 1940 gewesen sein, ich war acht oder neun Jahre alt, im Kino um die Ecke wurde ‚Schneewittchen‘ gespielt. Ich bin seit meinem ersten Mickey-Maus-Film, den ich noch vor dem Anschluss mit dem Kindermädel in einer Nachmittags-Vorstellung innigst genoss, sehr gern ins Kino gegangen, und so wollte ich auch diesen Film unbedingt sehen, durfte aber als Jüdin leider nicht hinein. Darüber klagte und schimpfte ich abwechselnd, bis meine Mutter mir vorschlug, dass ich doch einfach gehen sollte und basta.

Es war Sonntag, wir waren in der Nachbarschaft bekannt, hier ins Kino zu gehen, war eine Herausforderung. Meine Mutter war der Überzeugung, dass niemand sich darum kümmern würde, ob ein Kind mehr oder weniger im Saal säße, und gab mir zu verstehen, dass ich mich einerseits zu wichtig nehme, andererseits beschämend feig sei. Das konnte ich nicht auf mir sitzen lassen, zog also drauf los, wählte die teuerste Platzkategorie, eine Loge, um nicht aufzufallen, und kam gerade dadurch neben die neunzehnjährige Bäckertochter von nebenan und ihre kleinen Geschwister zu sitzen, eine begeisterte Nazifamilie.

Ich habe diese Vorstellung ausgeschwitzt und hab nie vorher oder nachher so wenig vom Film mitbekommen. Ich saß auf Kohlen, vollauf mit der Frage beschäftigt, ob die Bäckertochter wirklich böse zu mir hinschielte, oder ob es mir nur so vorkäme.

Warum bin ich nicht aufgestanden und weggegangen? Vielleicht, um mich meiner Mutter nicht zu stellen oder weil ich meinte, gerade durchs Aufstehen und Weggehen Aufmerksamkeit zu erregen, vielleicht nur, weil man nicht aus dem Kino geht, bevor der Film aus ist, oder am wahrscheinlichsten, weil ich vor Angst nicht denken konnte. Ich weiß ja nicht einmal, warum wir alle nicht rechtzeitig aus Wien weg sind, und vielleicht gab es eine Familienverwandtschaft zwischen dieser Frage und meinem Kinoproblem.

Als es im Saal hell wurde, wollte ich die anderen vorgehen lassen, aber meine Feindin stand und wartete. ... Die Falle war, wie gefürchtet, zugeschnappt. Es war der reinste Terror. Die Bäckertochter zog sich noch ihre Handschuhe an, pflanzte sich endlich vor mir auf, und das Ungewitter entlud sich.

Sie redete fest und selbstgerecht, im Vollgefühl ihrer arischen Herkunft, wie es sich für ein BDM-Mädel schickte, und noch dazu in feinstem Hochdeutsch: „Weißt du, dass deinesgleichen hier nichts zu suchen hat? Juden ist der Eintritt ins Kino gesetzlich untersagt. Draußen steht’s beim Eingang an der Kasse. Hast du das gesehen?“ Was blieb mir übrig, als die rhetorische Frage zu bejahen?

Das Märchen vom Schneewittchen lässt sich auf die Frage reduzieren, wer was im Königsschloss zu suchen hat und wer nicht. Die Bäckertochter und ich folgten der vom Film vorgegebenen Formel. Sie, im eigenen Hause, den Spiegel ihrer rassistischen Reinheit vor Augen, ich, auch an diesem Ort beheimatet, aber ohne Erlaubnis, und in diesem Augenblick ausgestoßen, erniedrigt und preisgegeben. Ich hatte mich unter Vorspiegelung falscher Tatsachen hier eingeschlichen, den Nazivers bestätigend: ‚Und der Jud hat den Brauch, / Und es bringt ihm was ein. / Schmeißt man vorne ihn raus, / Kehrt er hinten wieder rein.‘

Wenn ich auch das Gesetz, das ich verletzt hatte, für ungerecht hielt, so war ich doch beschämt, ertappt worden zu sein. Denn die Scham entsteht einfach dadurch, dass man einer verbotenen Tat überführt wird, und hat oft mit schlechtem Gewissen gar nichts zu tun. Wäre ich nicht erwischt worden, so wäre ich auf meine Waghalsigkeit

stolz gewesen. So aber war es umgekehrt: Man sieht sich im Spiegel boshafter Augen, und man entgeht dem Bild nicht, denn die Verzerrung fällt zurück auf die eigenen Augen, bis man ihr glaubt und sich selbst für verunstaltet hält. Es ging dann doch schneller vorbei als erwartet, für mich immer noch lang genug. Der Vertreterin unanfechtbarer Gesetzhaltungen fiel nicht mehr viel ein. Wenn ich mich noch ein einziges Mal unterstehen tät, hierher zu kommen, so würde sie mich anzeigen., ich hätte ja noch ein Glück, dass sie's nicht gleich tät. Ich stand mit weit aufgerissenen Augen, einigermaßen erfolgreich meine Tränen schluckend. Die Platzanweiserin, die zugehört hatte, denn wir waren die letzten im Saal, half mir nachher in den Mantel, drückte mir meine Geldbörse, die ich sonst liegengelassen hätte, in die Hand und sagte ein paar beruhigende Worte. Ich nickte, unfähig zur Gegenrede, dankbar für den Zuspruch, eine Art Almosen.

### **Die Stadt**

Ich kenne die Stadt meiner ersten elf Jahre schlecht. Mit dem Judenstern hat man keine Ausflüge gemacht, und schon vor dem Judenstern war alles Erdenkliche für Juden geschlossen, verboten, nicht zugänglich. Juden und Hunde waren allerorten unerwünscht, und wenn man doch einen Laib Brot kaufen musste, dann betrat man den Laden an dem Schild vorbei, auf dem zu lesen war: „Trittst als Deutscher du hier ein, / soll dein Gruß Heil Hitler sein.“ Kleinlautes „Grüß Gott“ meinerseits, die Bäckerin grußlos, nur ein grobes, „Was willst du?“ Ich war immer erleichtert, wenn die beiden Grußworte auf Echo stießen, und meinte, wohl mit Recht, es läge auf arischer Seite ein leiser, aber deutlicher Protest darin, etwa: „In Gottes Hand begeb ich mich, nicht in Hitlers“.

Was alle älteren Kinder in der Verwandtschaft und Bekanntschaft gelernt und getan hatten, als sie in meinem Alter waren, konnte ich nicht lernen und tun, so im Dianabad schwimmen, mit Freundinnen ins Urania-Kino gehen oder Schlittschuh laufen. Schwimmen hab ich nach dem Krieg in der Donau gelernt, bevor sie verseucht war; aber nicht bei Wien, auch Fahrrad fahren anderswo, und Schlittschuh laufen nie. Letzteres hat mir besonders leid getan, denn ich hatte es gerade ein paar Mal wackelnd ausprobiert, da war es aus damit.

Sprechen und lesen kann ich von Wien her, sonst wenig. An judenfeindlichen Schildern hab ich die ersten Lesekenntnisse und die ersten Überlegenheitsgefühle geübt. Jüngere als mich gab es zufällig nicht in diesem Kreis, ich war die Jüngste und daher die Einzige, die nicht in ein sich erweiterndes Leben hineinwachsen konnte, die einzige, die nicht im Dianabad schwimmen lernte und die einzige, die die österreichische Landschaft nur dem Namen nach kannte: Semmering, Vorarlberg, Wolfgangsee. Namen, die vom Nichtkennen her noch idyllischer wurden.

Wie eine volle Generation lag es zwischen mir und den Cousins und Cousinen und noch heute zwischen mir und den Exulanten aus Wien, die sich dort einmal frei bewegt haben. Alle, die nur ein paar Jahre älter waren, haben ein anderes Wien erlebt als ich, die ich schon mit sieben auf keiner Parkbank sitzen und sich dafür zum auserwählten Volk zählen durfte.

### **Warum ?**

#### **Karl Jaspers**

„Was geschah, ist eine Warnung. Sie zu vergessen ist Schuld. Man sollte ständig an sie erinnern. Es war möglich, dass dies geschah, und es bleibt jederzeit möglich. Nur im Wissen kann es verhindert werden.“